

dtv Fortsetzungsnummer 50 34452

Wilhelm Busch

Leben und Werk

von
Michaela Diers

1. Auflage

Wilhelm Busch – Diers

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

dtv München 2008

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 423 34452 4

dtv

»Vielfach, wie's die Not gebot, illustrierte ich dann neben eigenen auch fremde Texte. Bald aber meint ich, ich müßt halt alles selber machen. Die Situationen gerieten in Fluß und gruppieren sich zu kleinen Bildergeschichten, denen größere gefolgt sind.« Mit solch knappen Worten schildert Wilhelm Busch seinen beruflichen Werdegang von den Anfängen bei den ›Fliegenden Blättern‹ bis zum erfolgreichen Autor von ›Max und Moritz‹ und vielen weiteren Publikationen für Kinder und Erwachsene. Doch war es ein kurvenreicher Weg vom engen und strengen Elternhaus über die lehrreichen Kindheitsjahre bei seinem Onkel Pastor Georg Kleine, die Versuche in Düsseldorf, Antwerpen und München Malerei zu studieren, bis zum bekannten Zeichner. Michaela Diers schildert das Leben von Wilhelm Busch, erläutert, auch anhand zahlreicher Illustrationen, die zentralen Themen seines Werkes und macht deutlich, daß Busch nicht nur der genaue Beobachter menschlicher Schwächen war, sondern mehr noch ein empfindsamer, verschlossener und zwiespältiger Mensch, der »sich gegen eine fragwürdige Weltverfassung wehrte und doch nicht von ihr loskam« (Fritz Martini).

Michaela Diers, geboren 1956 in Mannheim, studierte Germanistik und Mittelalterliche Geschichte in Freiburg. Sie arbeitet als freie Autorin und in der Erwachsenenbildung. Veröffentlichungen u. a.: ›Bernhard von Clairvaux. Elitäre Frömmigkeit und begnadetes Wissen‹; ›Das lächelnde Lebendige. Frauen, Visionen und Mystik‹; ›Hildegard von Bingen‹; ›Bettine von Arnim‹; ›Mystik. Ein Lesebuch für Nachdenkliche‹; ›Ich weiß nicht, ob ich bange. Ein Lesebuch für Nachdenkliche‹.

MICHAELA DIERS

WILHELM
BUSCH

Leben und Werk

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Michaela Diers im Deutschen Taschenbuch Verlag lieferbar:

Mystik. Ein Lesebuch für Nachdenkliche ([dtv 30867](#))

Hildegard von Bingen ([dtv 31008](#))

Originalausgabe

Januar 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG

München

www.dtv.de

© 2007 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co.KG

München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbilder: ullstein-bild (Porträt), akg-images (Illustrationen)

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Palatino Light 10/12,75'

Druck und Bindung: Firmengruppe APPL, aprinta druck, Wemding

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34452-4

Inhalt

1. Kapitel	
Frühe Jahre	7
2. Kapitel	
Der Versager	19
3. Kapitel	
Schlendrian	29
4. Kapitel	
Vom Bilderbogen zur Bildergeschichte	37
5. Kapitel	
Max und Moritz: Die Bösen Buben	47
6. Kapitel	
Max und Moritz – Eine Erfolgsgeschichte	63
7. Kapitel	
Liebesangelegenheiten	73
8. Kapitel	
Pessimismus	85
9. Kapitel	
Frömmeler	99
10. Kapitel	
Produktive Jahre	113
11. Kapitel	
Freund Levi und die Juden	127

12. Kapitel	
Allerlei Getier	137
13. Kapitel	
Künstlerschicksale	147
14. Kapitel	
Späte Jahre	157
Epilog	
Der Vogel auf dem Leim	173
Anhang	
Abkürzungen	179
Literaturverzeichnis	180
Verzeichnis der wichtigsten Personen	184
Chronologie	189
Bildnachweis	195

I. Kapitel

Frühe Jahre

Am 15. April 1832 wurde [...] dem Kaufmann Friedrich Busch und seiner Frau als Erster ein kräftiger, urgesunder Knabe geboren, der, als er das Licht der Welt erblickte, ein so verschmitztes Gesicht aufsetzte, daß sein Elternpaar in ein helles Freudengekicher ausbrach«, so Buschs Zeitgenosse und Biograph Eduard Daelen (MWBG 1943, 78). Der glühende Buschverehrer verschafft dem berühmten Humoristen einen würdigen ersten Auftritt. Vorhang auf – sodann herrschen Frohsinn und Heiterkeit von der Wiege bis ans –Vorhang zu – kühle Grab. Das ist stimmig, jedenfalls dann, wenn man Leben und Werk verwechselt. Dieser Irrtum ist bekanntlich ein Dauerbrenner und die Ursache für manche Schiefelage in biographischen Darstellungen. Im Falle Busch freilich könnte die Diskrepanz, die sich zwischen Werk und Person auf tut, kaum größer sein. Der berühmte Humorist war ein ernster, verschlossener Mensch mit Hang zum Grübeln, der über weite Strecken zurückgezogen in der Provinz lebte, ein »Sonderling«, wie er sich selbst nannte.

»Er ist ein so ernster Mensch und zieht so entschieden Ernst dem Scherze vor, daß es einem unbegreiflich ist«, erinnert sich Buschs Tischnachbarin bei der Hochzeit seines Bruders Hermann (JWBG 1956, 29). Nicht anders äußert sich seine Briefpartnerin und zeitweise Vertraute Maria Anderson: »Überhaupt war er viel ernsthafter, als man von einem Humoristen erwarten sollte.« (B 2, 314)



Dorfstraße in Wiedensahl. Gemälde Buschs aus den 1860er Jahren.

Immerhin, die Fakten der Darstellung Daelens stimmen. Heinrich Christian Wilhelm Busch wird am 15. April 1832 in Wiedensahl, einem kleinen Dorf im Königreich Hannover, geboren. Er ist das erste von sieben Kindern, freilich das vierte Kind seiner Mutter Henriette Busch, geb. Kleine. Sie war zuvor mit dem Wundarzt Stümke verheiratet und bereits in jungen Jahren Witwe geworden. Auch ihre drei Kinder verstarben. »Meine Mutter, still, fleißig, fromm, pflegte nach dem Abendessen zu lesen« (4, 147), schreibt Busch in seinem kurzen autobiographischen Text ›Was mich betrifft‹ und läßt es bei dieser spärlichen Information bewenden.



Die von Busch gezeichnete Rückenansicht ist das einzige Bild, das von seiner Mutter erhalten ist.

Johann Friedrich Wilhelm Busch ist von Beruf Kaufmann und betreibt den kleinen Kramladen, den Henriette in die Ehe einbringt. Er muß es zu einigem Wohlstand gebracht

Bei allem kaufmännischen Pragmatismus scheint Buschs Vater auch einen gewissen Hang zur Poesie gehabt zu haben. Von ihm ist ein »Rezeptbuch« erhalten, in dem er allerlei Hausmittel und Ratschläge für seine ländliche Kundschaft sammelte, aber auch einige gefühlige oder spöttische Gedichte im Stil der Biedermeierzeit schriftlich festhielt.

haben, wie die Tatsache belegt, daß er bald weitere Grundstücke erwerben und drei seiner Söhne studieren lassen kann. So kennzeichnen Fleiß und strenge Nüchternheit das protestantische Elternhaus, dem Busch und folglich der Erwartungshorizont der Eltern gegenüber dem Erstgeborenen entstammt. Zweifelsfrei hätte sich der tüchtige Vater einen tüchtigen, d. h. einen in einem »ordentlichen Beruf« fleißigen und erfolgreichen Sohn gewünscht.

»Mein Vater war Krämer«, so Busch, »klein, kraus, rüdrig, mäßig und gewissenhaft; stets besorgt, nie zärtlich; zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten. Er rauchte beständig Pfeifen, aber, als Feind aller Neuerungen, niemals Zigarren, nahm daher auch niemals Reibhölzer, sondern blieb bei Zunder, Stahl und Stein, oder Fidibus. Jeden Abend spazierte er allein durchs Dorf; zur Nachtigallenzeit in den Wald.« (4, 147)

Weit mehr als die gemütvollen abendlichen Spaziergänge und die Art und Weise, wie er seine Pfeife entzündete, hätte eine eingehendere Charakterisierung des Vaters interessiert und vor allem, was dessen Ernst gegen Dummheiten bedeutet. Daß er nicht zärtlich war, verwundert kaum, hätte dies doch nach damaliger Auffassung die väterliche Autorität untergraben. Mütter gelten, zumal in der Erziehung der Knaben, als zu weich. So ist der Vater die letzte Entscheidungsinstanz und führt die Oberaufsicht der Erziehung zu Fleiß, Anstand, Moral – und dies durchaus auch tätig. Väterlicher Ernst bedeutete dann väterliche Prügel.



Zeichnung »nach meinem Vater«, wie auf der Rückseite des Blattes steht. Wohl ein Porträt aus dem Gedächtnis.

Väter prügeln,



»Der Herr Vater aber läßt es an den eindringlichsten moralischen Ermahnungen nicht fehlen« (1, 92)

Lehrern prügeln,



Meister: »Kerl, ich reiße dir die Ohren ab, wenn du nit besser aufschaust, du Tropf, miserabliher!« (1, 176)

Exkurs: Gewalt

Buschs Bildergeschichten sind voller Szenen, in denen Kinder geprügelt werden.

Betrachtet man diese Szenen außerhalb ihres humoristischen, d. h. bei diesem Thema verharmlosenden Kontextes, sind sie von erschreckender Gewalttätigkeit.

Auch in Buschs Prosa sind Kinder Opfer von Gewalt. So in der Erzählung ›Eduards Traum‹, wo ein Landmann zu seiner Familie zurückkehrt: »Er warf seinen Hut auf die Erde und rief: ›Wer ihn aufhebt, kriegt Hiebe, wer ihn liegen läßt, auch!‹ Er war ein höchst zuverlässiger Mann. Er hielt sein Wort.« (4, 172) Prügel als unausweichliches

Erziehung im 19. Jahrhundert

»Aber als Gegenstand liebender Aufmerksamkeit sind die Kinder natürlich Gegenstand der Erziehung, sie sollen – zu ihrem Besten – geführt werden, nicht von selber wachsen. Die liebevolle Aufmerksamkeit äußert sich in Druck und Kontrolle. Medizin und Pädagogik liefern dafür den Eltern eine theoretische Basis und ein gutes Gewissen. Erziehung ist auf Autorität gebaut, ist ernst und streng. Gefühlsausdruck und Vertraulichkeit zwischen Eltern und Kindern (und Jugendlichen) sind deutlich begrenzt; es geht für die Eltern, die Väter zumal, nicht darum, die Kinder zu verstehen. Das oberste Ziel ist die Ordnung, das, was sich gehört; darein sich zu fügen, darauf kommt es an. Schon die Gewohnheiten der Säuglings- und Kleinkinderpflege (und die aufkommenden ärztlichen Ratgeber erst recht) legen das Hauptgewicht auf Disziplin, auf ein Training von Willen und Affekt und Kontrolle, Ordnung und Gehorsam: bei den Still- und Trinkzeiten, dem Essen (es wird gekocht, es wird gegessen; den Teller ›aufessen‹), dem Erlernen der Sauberkeit. Das Nachgeben gegenüber dem Eigenwillen des Kleinkindes ist unvernünftig, dieser Eigenwille muß gebrochen werden, darum ist auch das formale Üben von Gehorsam ein Wert.«

Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte* (56)

Schicksal, denn gegen die Willkür und körperliche Übermacht der Züchtiger ist kein Widerstand möglich. Und auch seine Tricks und Kniffe werden dem kleinen Fritz nichts nutzen, der sich ein Buch unter die Jacke steckt, weil er glaubt, daß er »was auf den Buckel kriegt«.

Die Schläge trafen richtig ein.
 Der Lehrer meint es gut. Allein
 Die Gabe wird für heut gespendet
 Mehr unten, wo die Jacke endet,
 Wo Fritz nur äußerst leicht bekleidet
 Und darum ganz besonders leidet. (4, 316)

Der gewalttätige Zeitgeist findet hier seinen Niederschlag, doch wird man sich aufgrund des gehäuften Auftretens des Motivs auch zu fragen haben, inwieweit Reflexe persönlichen Erlebens eine Rolle spielen. In einem Brief aus dem Jahr 1875 schreibt Busch: »Als Junge kriegt' ich mal Hiebe und nicht mit Recht. ›Kann nicht schaden!‹ hieß es. ›Die sind für Das, was man nicht weiß!‹« (B 1, 140): Mit der Meister-Druff-Mentalität hat Busch also Bekanntheit gemacht. An anderer Stelle ist von Angst die Rede. »Ein freundliches Nahesein ist immer gut. Das weiß Keiner besser, als ich, der in den Kinderjahren die Bangigkeit gründlich studiert hat.« (B 2, 157)

Freilich ist Busch mit persönlichen Aussagen äußerst zurückhaltend, selbst dort, wo man es am wenigsten vermutet: seinen autobiographischen Schriften. Florian Vaßen, der diese untersucht hat, nennt sie »Texte der Abwehr« (WBJb 1982, 63), denn Problematisches wird entweder übergangen oder bagatellisiert.

Besonders deutlich wird die Verschleierungstaktik im Vergleich der Urfassung ›Was mich betrifft‹ (1886) mit der Endfassung ›Von mir über mich‹ (1893). Die ohnehin bereits spärlichen Angaben wurden noch weiter gekürzt, alles, was unter Verdacht stand, mißliebige Rückschlüsse

Lehrer prügeln ...



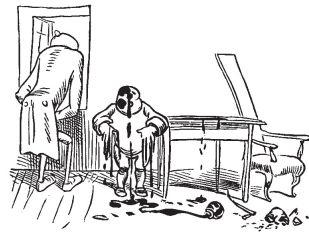
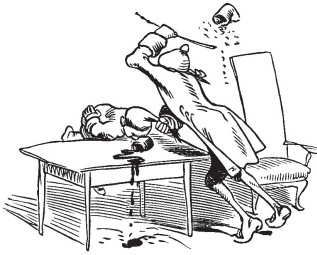
zur Hebung der Moral
 (3, 504)

zur Vorsorge, wie Meister
 Druff – nomen est omen,



*Druff hat aber diese Regel:
 Prügel machen frisch und
 kregel
 Und erweisen sich probat
 Ganz besonders vor der Tat.*
 (3, 30)

Lehrer prügeln zur Strafe,



(2, 305)

ja bisweilen prügeln sie aus
purer Lust wie »Rektor
Knaut / Der immer lächelt,
wenn er haut. / Auch ist bei
Knaben weit berüchtigt /
Das Instrument, womit er
züchtigt. / Zu diesem Zweck
bedient er nämlich, / Als für
den Sünder gut bekömmlich, /
Sich einer schlanken Hasel-
gerte, / Zwar biegsam, doch
nicht ohne Härte, / Die sich,
von rascher Hand bewegt, /
Geschmeidig um die Hüfte
legt.« (4, 317)

zu ermöglichen, wurde getilgt. Busch schreibt in einem Brief, daß die Überarbeitung notwendig wurde, »nachdem ich bemerkt, daß man aus der Chara[k]teristik meines Vaters eine unpaßende Folgerung gezogen« (B 2, 24). Entsprechend ist aus der zitierten Beschreibung des Vaters (vgl. S. 9) in der Endfassung das an Knappheit nicht mehr zu überbietende »Mein Vater war Krämer, heiter und arbeitsfroh« (4, 205) geworden.

Läßt sich aus der Sorgfalt, mit der Aussagen, die einen Schatten auf den Vater werfen konnten, eliminiert wurden, schließen, daß hier in Wahrheit die Schatten zu suchen sind? Von Busch selbst ist kein kritisches Wort zu vernehmen. Wieso auch? Prügel werden zu diesen Zeiten als Ausdruck der väterlichen Liebe und Sorge verstanden. Ist der Sohn erst einmal zur Vernunft gekommen, wird er erkennen, daß all dies nur zu seinem Besten geschah. Von eben dieser Art ist die Szene, in der Busch beschreibt, wie ihn der Vater an der Tür empfängt, ihn eigens auf den Speicher abführt, um ihn dort mit einem Rohrstock zu verprügeln. »Wie peinlich mir das war, ließ ich weithin verlautbaren« (4, 206), so der lakonische Kom-

Zu »Von mir über mich selbst« sah sich Busch durch das 1886 erschienene Werk »Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Streitschrift« veranlaßt. Aus der Feder des Autors Eduard Daelen entstammen weiter: »Wurschtigkeit. Bismarckiaden in Reim und Bild« oder »Das hohe Lied vom Bier«. Auch machte er durch eine heitere Umarbeitung von Schillers Glocke auf sich aufmerksam, in der Bismarck als altgermanischer Recke, Kneipenwirt oder aber als Gründer der »Deutschen Reichsbrauerei-Union« auftritt. Man hätte gewarnt sein können! Busch, der über seine Biographie mit Daelen korrespondiert hat, wahrt zwar Kontenance, ist aber über das Ergebnis entsetzt. Zur Richtigstellung verfaßte er den ersten autobiographischen Text, der in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlicht wird.

mentar zu einem Vorgehen, das als gerechte Bestrafung für einen zuvor begangenen Streich dargestellt wird.

Vor allem in Buschs Malerei findet die Gewalt gegen Kinder ihren ungeschönten Ausdruck und auch die Spuren, die diese Gewalt hinterläßt. So verloren als wäre er allein auf der Welt steht der kleine verweinte Friedel da, die Gesichtszüge von seinem Elend fast ausgelöscht.

Insbesondere in Buschs Bildergeschichten wird man auf die ungeheure Wut dieser Kinder treffen – und auf einen Zeichner, der mit dieser Wut sympathisiert. Dies allerdings nur bis zu dem Punkt, da es die bürgerliche Ordnung, die sie mit ihren »Untaten« torpedieren, durch die gerechte Strafe wiederherzustellen gilt.

»Ist Leidenschaft das Wesen der Welt«, sagt Busch, auf dessen pessimistisches Welt- und Menschenbild noch einzugehen sein wird, »so werden Schläge wohl mehr wirken als Worte.« (4, 544) Und weil es sich mit der menschlichen Natur nach seiner Auffassung so verhält, sind folgende Gedichtzeilen auch nicht satirisch zu verstehen, sondern bekunden Einverständnis:

Von Birken eine Rute,
Gebraucht am rechten Ort,
Befördert oft das Gute
Mehr als das beste Wort. (4, 301)

Es ist ein ambivalenter, zwischen Wut und Anpassung gespaltenen Mensch, der hier spricht: ein Kritiker der bürgerlichen Welt, von der er sich nicht trennen kann, einer, der die Spießler mit spitzer Feder angreift und zugleich doch mit halbem Herzen ein Spießler geblieben ist. Ebenso zwiegespalten ist folglich sein Verhältnis zu den Prüglern. Er entlarvt sie, aber er deckt sie auch. Gut möglich, daß der erste und tiefste Zwiespalt von dieser Art derjenige gegenüber dem eigenen Vater war.

In einer Sequenz aus »Was mich betrifft«, die er in der



Frau, einen Jungen am rechten Ohr packend, 40x27,6 cm.



Der bucklige Friedel in roter Jacke, 13,5x8 cm.

späteren Fassung tilgt, beschreibt Busch die »putzwunderliche(n) Polterkämmerchen der Erinnerung«, die sich hinter unterschiedlichen Türen verbergen. Das weiße Türchen tut sich auf und gibt »wie in einem hellerleuchteten Puppenstübchen« den Blick auf eine weihnachtliche Szene mit Äpfeln, Lebkuchen und Nüssen frei: »Freundlich betrachtetest du das Bübchen dort, denn das warst du, und wehmütig zugleich, daß nichts Besseres und Gescheiteres aus ihm geworden, als was du bist.«

Bereits in die lichte Kammer fallen also dunkle Schatten, denn mit Wehmut blickt Busch aufs Bübchen, aus dem – wie der innere Spießler meint – nichts Rechtes geworden ist.

Doch dann gibt es da noch eine weitere Tür: »Laß sein. – Paß auf das schwarze Türchen. – Da rumort's hinter. – Halt zu! – Ja, schon recht; solange wie's geht. – Du kriegst, wer weiß woher, einen Stoß auf Herz, Leber, Magen oder Geldbeutel. Du läßt den Drücker los. Es kommt die stille, einsame, dunkle Nacht. Da geht's um in der Gehirnkapsel und spukt durch alle Gebeine.« (4, 153)

Herbert Günther nennt Busch in seiner Biographie einen »Versteckspieler« – sehr zu Recht. Busch versteckt sich vor anderen, und wie alle Spieler von dieser Art versteckt er sich auch vor sich selbst. Man spürt Scham, Angst, ja die Not, die ihn bewogen hat, die schwarze Tür, hinter der die »stille, einsame, dunkle Nacht« droht, verschlossen zu halten. Nur bisweilen bietet ein schmaler Spalt kurze Einblicke, läßt etwas Licht ins halbdunkle Kämmerchen ein. Manches läßt sich nur erahnen, sicher freilich ist dies: Hinter der schwarzen Tür befindet sich das, was dieses Leben blockiert und beschwert, ja zeitweise geradezu verfinstert hat.

Im Herbst des Jahres 1841, Wilhelm Busch ist neun Jahre alt, wird er zu Pastor Georg Kleine, seinem Onkel, nach Ebergötzen bei Göttingen gegeben. Vier Geschwisterkin-

der wurden zwischenzeitlich geboren. Das Haus ist zu klein geworden. Zudem soll der Älteste, nachdem er drei Jahre lang die Dorfschule besucht hat, auf seinen beruflichen Werdegang vorbereitet werden. Also übernimmt der gebildete Onkel den weiteren Unterricht.

Was wohl in dem Jungen vorgeht, der weggegeben wird? Die Gründe dafür sind wohl berechtigt, sagen die Erwachsenen, aber sind diese für einen Neunjährigen relevant? »Am Abend vor der Abreise plätscherte ich mit der Hand in der Regentonne, über die ein Strauch von weißen Rosen hing, und sang Christine! Christine! versimpelt für mich hin.« Auf diese Szene von namenlosem Unglück läßt Busch sodann den Bericht vom munteren Aufbruch am nächsten Morgen folgen. Das »dicke Pommerchen« wird eingespannt, der Wagen bepackt und – der Humorist ist wieder in seinem Element – »Fort rumpelt durch den Schaumburger Wald« (4, 147 f.).

Fünf Jahre bleibt er in Ebergötzen. Einmal wird ihn der Vater besuchen, einmal wird der Zwölfjährige auf Besuch nach Wiedensahl heimkehren: »Als ich dann wieder mal nach Hause kam, ging meine Mutter grade ins Feld, den Leuten Kaffee zu bringen. Ich kannte sie gleich; aber sie kannte mich nicht, als ich an ihr erst mal vorbei ging. So hatte ich mich verändert.« (Bo 22)

In Ebergötzen scheint es Wilhelm nicht schlecht getroffen zu haben: »Von meinem Onkel, der äußerst milde war, erhielt ich nur ein einzigmal Hiebe, mit einem trocknen Georginenstengel, weil ich den Dorftrottel geneckt hatte.« (4, 207)

Pastor Georg Kleine ist ein toleranter Mensch und nicht nur in den Geisteswissenschaften, sondern auch in den Naturwissenschaften bewandert. Ab 1865 gibt er das ›Bienenwirtschaftliche Centralblatt‹ heraus, denn er ist ein großer Bienenfreund und -forscher, der Wilhelm mit seiner Leidenschaft ansteckt.

Durch den Onkel kommt Wilhelm mit Dichtung und



*Pastor Georg Kleine,
anonyme Zeichnung.*



Auf die Rückseite eines Briefes gezeichnetes Selbstbildnis des Heranzwachsenden, 45x47 mm.

Philosophie in Kontakt. Sogar von einer frühen Kant-Lektüre ist die Rede, »die, wenn auch damals nur spärlich durchschaut, doch eine Neigung erweckte, in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es nur gar zu viel Schlupflöcher gibt« (4, 208), wie Busch in einer für ihn typischen Wendung seine philosophischen Interessen bagatellisiert.

Kurzum: Wilhelm erfährt hier eine umfassende Bildung, lernt fleißig und mit gutem Erfolg, so jedenfalls steht es in den artigen Briefen, die er nach Hause schreibt.

Er wird auch im Zeichnen unterrichtet, denn ganz im Gegensatz zu Wilhelms Vater zeigt Pastor Kleine Verständnis für die künstlerischen Neigungen seines Neffen. So verdankt Wilhelm dem fürsorglichen Onkel viel. Neben der Ausbildung vor allem auch eine stabile familiäre Bindung.

Im Jahr 1846 übersiedelt Wilhelm mit der Familie des Pastors nach Lüthorst. Immer wieder wird er hierher zurückkehren, in den Jahren der Erfolglosigkeit Zuflucht finden. Und man mag im Vertrauensverhältnis zu Georg Kleine eine weitere positive Prägung für Buschs Leben erkennen. Vater war er nie, aber er wird sich als verantwortungsbewußter, fürsorglicher Onkel erweisen.

In die Ebergötzener Zeit fällt eine weitere wichtige Begegnung. Der Neunjährige (und sein Co-Autor Kleine) berichten davon in einem Brief nach Hause – ein Paradeexemplar der Gattung »Was Eltern hören wollen«. Zuerst bedankt sich Wilhelm artig für die Weihnachtsgeschenke und kommt dann auf seinen neuen Unterrichtsgefährten zu sprechen. Offensichtlich ist er mit ihm ein Herz und eine Seele, zumal, wenn es um der beiden vortrefflichen Knaben höchstes Gut, das fleißige Streben nach Bildung, geht.

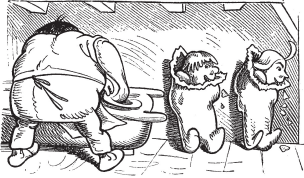
»Ich habe jetzt in einem Theile meiner Stunden, nämlich Nachmittags, noch einen Gefährten bekommen, wodurch es sich um so besser lernen läßt, weil der eine es

immer noch besser machen will, als der andere. Ferien haben wir aber in dieser Zeit nicht gehabt; bloß den letzten Tag vor den Festtagen hatten wir keine Stunden. Wir gehen aber auch eben so gern in die Stunden, als daß wir frei haben.« (B 1, 1)

Bei diesem Gefährten handelt es sich um Erich Bachmann, mit dem Busch eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte. »Gleich am Tage nach der Ankunft schloß ich Freundschaft mit dem Sohne des Müllers. Wir gingen vors Dorf hinaus, um zu baden. Wir machten eine Mudde aus Erde und Wasser, die wir ›Peter und Paul‹ benannten, überkleisterten uns damit von oben bis unten, legten uns in die Sonne, bis wir inkrustiert waren wie Pasteten, und spülten's im Bach wieder ab.« (4, 206)

So entpuppt sich der gegenüber den Eltern wegen seiner Strebsamkeit gepriesene Müllersohn als Kumpan, mit dem man gemeinsam die Gegend durchstreifen, durch dick und dünn gehen und sich vor allen Dingen prächtig im Dreck suhlen kann. Das Vergnügen sei beiden zum Ausgleich für die zitierte Anstandsattacke in Briefform von Herzen gegönnt. Wesentlich ist an dieser Stelle freilich das Motiv der schlamminkrustierten Knaben. Dies

In einem Brief an Nanda und Letty Keßler aus dem Jahr 1873 beschreibt Busch einen seiner Besuche bei Erich Bachmann: »Ich war aber dieser Tage in einem Dorfe Namens Ebergötzen auf Besuch bei meinem Freunde dem Müller in der Mühle; das ist ein altes, altes Haus; da braust und rauscht ein Bach dran vorbei, der geht über das Mühlrad und dreht es, und das Mühlrad setzt das Mühlwerk in Bewegung, das geht denn immer rickerackel! rickerackel! bei Tag und bei Nacht, so daß ich recht schön gewiegt und gerüttelt wurde, wenn ich im Bette lag. Nur ein einziges Mal in der Woche da stand die Mühle still, das war des Sonntag Morgens, wenn die Glocken an zu läuten fingen und die Leute in die Kirche gingen, da war's mitem Mal so still im Haus, als wenn wir gestorben wären.« (B 1, 116)



*Knusper, knasper! – wie zwei
Mäuse
Fressen sie durch das
Gehäuse; (1, 382)*

mag die Erinnerung an ein anderes Bubenpaar in Pastetenform wecken, auch wenn dieses nicht in eine Dreckkruste eingebacken, sondern von leckerem Kuchenteig umhüllt ist, so daß sich die Buben nach Nagerart befreien.

Und in der Tat steht die Jugendfreundschaft zwischen Wilhelm Busch und Erich Bachmann Pate für ein anderes Freundespaar, das weltberühmt werden sollte: Max und Moritz. Zu diesem Zeitpunkt allerdings liegt die Geburtsstunde dieser beiden noch in weiter Ferne.

Erst einmal beginnt mit dem Jahr 1847 ein neuer Lebensabschnitt. Wilhelm Busch schreibt sich am Polytechnikum Hannover, der heutigen Universität Hannover, ein. Er soll Maschinenbauer werden. So hat es der Vater verfügt und in Zeiten der beginnenden Industrialisierung, die in den Folgejahrzehnten ihre volle Dynamik entfalten wird, für seinen Sohn eine unter pragmatischen Aspekten zweifelsfrei vernünftige Wahl getroffen.

2. Kapitel

Der Versager

Es ist für mich nicht allein nöthig, daß ich den Vortrag verstanden habe, sondern mein künftiger Lebenszweck erheischt mehr als das; ich muß ihn auch durchweg u. zu jeder Zeit im Gedächtniße bereit haben« (B 1, 2), schreibt Wilhelm über seine Studien an die Eltern und schickt akribische Abrechnungen der verbrauchten Gelder. Sichtlich bemüht, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen, studiert er die mathematisch-technischen Fächer und betreibt nebenbei Sprachstudien in Englisch und Französisch – mit zunehmend gutem Erfolg. Wichtiger freilich sind ihm die offiziellen Zeichenstunden – und die inoffiziellen: Seine Kolleghefte füllen sich mit Skizzen seiner Lehrer und Mitschüler. Vielleicht liegt hierin der Grund, daß er es in angewandter Mathematik auf keinen grünen Zweig bringt.

In die Studienjahre am Polytechnikum fällt die Revolution von 1848. In Hannover kommt es zu Unruhen, gegen die das Militär und die Gendarmerie eingesetzt werden. Auch ein Bataillon, das aus Studenten des Polytechnikums unter Führung der Lehrer besteht, wird gebildet und löst die regulären Truppen ab. Busch und seine Mitstreiter erhalten eine »Mütze mit schwarzrotgoldnem Streif drumherum«, Gewehre, allerdings ohne scharfe Munition, und werden so in den Kampf gegen die aufständischen Barrikadenkämpfer geschickt. »Schießen konnten wir nicht. Da sprang ein langer Kollege, der die Geduld verlor, aus dem Gliede voran und pickte einem Kerl das



Kollegbuchseite, nach 1848.

Bajonett durch die Hose, daß er blökte wie ein Ochse.« (4, 537)

Die Revolutionsereignisse als heitere Posse, natürlich mit gutem Ausgang, denn das angepiekste Körperteil wird im Lindener Hospital wieder geflickt. Bei den 230 Toten freilich, die am 18. März 1848 in Berlin fallen, da das preußische Militär in die protestierende Menge hineinschießt und einen Aufstand provoziert, gibt es nichts mehr zusammenzuflicken.

Es ist ein Unpolitischer, der sich hier erinnert, und entsprechend interessieren ihn weder Gründe noch Verlauf und Ergebnisse des Freiheitskampfes. Der Erwähnung wert hingegen sind ihm die in der Wachstube erkämpften neuen Freiheiten des Heranwachsenden, »die bislang noch nicht geschätzten Rechte des Rauchens und des Biertrinkens; zwei Märzerrungenschaften, deren erste mutig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt merklich verkümmert ist.« (4, 149)

»Nachdem ich drei bis vier Jahre in Hannover gehaust, verfügt ich mich, von einem Maler ermuntert, in den Düsseldorfer Antikensaal« (4, 149), schreibt Busch über den Abbruch seines Studiums im Frühjahr 1851. Er verliert kein Wort über all die Zweifel und inneren Kämpfe, die diesem Schritt vorangegangen sein müssen, und auch nicht über die Auseinandersetzungen mit den Eltern.



Adolph von Menzel: *Aufbahrung der Märzgefallenen*.
Gemälde 1848.

In der *Märzrevolution von 1848* kämpft das deutsche Bürgertum gegen Fürstenwillkür, für demokratische Rechte und für die Einigung des in Kleinstaaten aufgesplitterten deutschen Reiches. 1848/49 tagt die verfassungsgebende Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt am Main. Von ihr wird dem preußische König Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserwürde angetragen, die dieser als »mit dem Ludergeruch der Revolution« behaftet ablehnt. Nach der gescheiterten Revolution wenden sich viele Bürger enttäuscht von der Politik ab.